№ 29. Erscheint wöchentl. 2 Mal.

Stettiner Hausfreund.

Donnerstag, den 12. April 1866.

Ignez von Toledo.

Historische Novelle von Georg Lotz.

(Fortsetzung.)

Feliciano wagte nicht etwas zu erwidern; der verächtliche Ton der jungen Hofdame hatte sein Herz erstarren gemacht. —

„Nun, könnt Ihr nicht antworten?" fragte Donna Ignez, „warum zittert Ihr denn? Wovor fürchtet Ihr Euch? So sprecht doch, ich höre."

„Wohlan, Sennorita," stammelte er, „man sagt, Ihr wolltet Euch — verheirathen."

„Das ist wahr, und was weiter?"

„Ihr würdet dem Marquis de Los Herreros Eure Hand reichen."

„Das ist ganz richtig. Wohin soll das führen?"

„Ach, der Ueberglückliche!" rief Feliciano mit einem tiefen Seufzer.

„Und was, ich frage Euch, was hat meine Vermählung mit Eurem seltsamen Briefe gemein?"

„Was mein Brief damit gemein hat? Habt Ihr denn nie daran gedacht, Sennorita, daß es jemand in der Welt geben könnte, dem Eure Verheirathung das Herz brechen würde?" stammelte der arme Student, indem sich seine Augen mit Thränen füllten.

Das junge Mädchen, wider Willen bewegt, richtete einen theilnehmenden Blick auf ihn. Ein geheimer Instinct sagte ihr, daß Feliciano vielleicht nicht so strafbar sein könne, als sie anfangs geglaubt hatte. Und dennoch war der Schein gegen ihn, alles klagte ihn an, alles verdammte ihn. Es lag also hier ein Geheimniß versteckt, das sie um jeden Preis erforschen wollte. Da sie indeß begriff, daß ihr das nur dann gelingen würde, wenn sie ihn nicht ferner einschüchterte, sprach sie, indem sie plötzlich Ton und Wesen veränderte.

„Wenn es wahr ist, daß derjenige, von dem Ihr redet, Theil an dem nimmt, was mich betrifft, weshalb hat er sich nicht so betragen, daß die Sache sich anders gestaltet hätte?"

„Wie, Sennorita, wäre das möglich? Es gäbe noch ein Mittel? Um des Himmels willen sprecht, was muß geschehen, und Euch soll unverzüglich Folge geleistet werden."

„Zuerst muß ich den Beweis haben, daß der Schein mich getäuscht."

„Ich verstehe Euch nicht," sprach der junge Student.

„Ihr versteht mich nicht? So gebt Acht auf meine Worte und antwortet mir ohne Umschweife. Es ist nutzlos, mit Worten zu kargen, sprecht also frei heraus, Ihr liebt mich, oder Ihr glaubt wenigstens mich zu lieben."

„Ach, Sennorita, ich liebe Euch mit ganzer Seele, Gott der Allmächtige ist mein Zeuge."

„Habt Ihr, besinnt Euch, für mich, für mich ganz allein dasjenige geschrieben, was dieser Brief enthält?"

„Für Euch nur, für Euch ganz allein!"

„Ihr bleibt bei der Behauptung?"

„Ich beschwöre es."

„Nehmt Euch in Acht, Eure Hartnäckigkeit kann Euch verderben."

„Ich bin meiner Sache gewiß, ich fürchte nichts."

„Wie aber kommt es denn, daß ich einen ganz gleichen Brief mit demselben Inhalte bei einer Person gefunden, bei einer Person, die am Hofe eine zu hohe Stellung behauptet, als daß ich es wagen sollte ihren Namen auszusprechen?"

Feliciano stand wie niedergedonnert da. Er hatte einen Brief abgeschrieben, dessen Verfasser er nicht war, ein anderer vor ihm hatte sich schon des Inhalts bedient. Da ihm indeß nur die Wahl übrig blieb, entweder für einen Plagiarius oder für einen Abenteurer zu gelten, besann er sich nicht lange. Ein wenig Scham war bald überwunden; er gestand aufrichtig, was sich zugetragen hatte, hoffend, daß seine Offenherzigkeit, vor allen aber der Beweggrund, aus welchem er gehandelt, ihm Verzeihung verschaffen würden. Und wirklich, hocherfreut ihn schuldlos zu wissen, weidete sich das junge Mädchen an seiner Verlegenheit, darauf aber fühlte sie das größte Verlangen, zu erfahren, wer es gewagt haben konnte, einen solchen Brief an die Königin zu schreiben, und sie fragte daher: „Aber diesen Brief, von wen habt Ihr ihn, wo habt Ihr ihn erhalten?"

„Von Sr. Eminenz, dem Cardinal Alberoni, Sennorita."

„Von dem Herrn Cardinal? Ha, Ihr scherzt!"

„Ich scherze nicht, ich spreche die Wahrheit, Sennorita."

„Wie, er hat ihn Euch gegeben?"

„Ich schwöre es Euch, Sennorita."

„Und bei welcher Gelegenheit machte Se. Eminenz Euch dieses galante Geschenk?"

Feliciano erzählte nun erröthend seinen Besuch bei Alberoni, er verschwieg auch nicht das kleinste Detail.

„Ist es möglich!" rief Donna Ignez, jetzt zu gleicher Zeit unwillig und erfreut, „er hat es gewagt, Euch auf diese Weise zu behandeln, für einen Diener des Herrn verräth das wenig Mitleid. Aber sagt mir, das Concept des Briefes, Ihr habt es ohne Zweifel aufbewahrt?"

„Hier ist es," sprach der Student, indem er das Papier aus der Tasche zog.

„Gebt her!" Donna Ignez hatte das Blatt kaum überflogen, als sie auch ausrief: „Es war also nicht ohne Grund, daß ich ihn in Verdacht hatte, meine Beobachtung hat mich nicht getäuscht! Ja, ja, das ist seine Handschrift, ich erkenne sie vollkommen. Ha, mein Herr Cardinal, fuhr sie leiser vor sich hinsprechend fort, „Sie wagen es also, Ihre Monarchin zu lieben und es ihr zu erklären. Sie verwenden klüglich Ihren ganzen Einfluß zu einer Vermählung zwischen mir und einem Manne den ich verabscheue, den Sie achten, oder den Sie vielmehr fürchten, was bei Ihnen gleichviel gilt. Sie weisen das Gesuch eines armen jungen Mannes zurück, ohne daran zu denken, daß Sie einst ebenfalls arm waren, und dennoch geben Sie ihm eine so furchtbare Waffe in die Hände! Welche gränzenlose Unvorsichtigkeit! sie ist mehr als hinreichend, um zwanzig Günstlinge zu stürzen." — Und sich wieder zu Feliciano wendend, fuhr sie fort: „Bewahrt dieses Papier sorgfältig auf, bewahrt es auf wie einen kostbaren Schatz, laßt es Euch durch keine Drohung abschwatzen."

„Ich begreife nicht, welche Wichtigkeit dieses Papier haben kann?"

„Ihr wißt also nicht, wer den Inhalt geschrieben?"

„Wie sollte ich das wissen?"

„Wohlan, Ihr werdet es erfahren, wenn es Zeit sein wird." —

Feliciano hätte gern gesehen, daß man ihm jetzt gleich das Räthsal gelöst hätte, dessen Held er wider Willen geworden war; da er es aber nicht wagte, die junge Dame mit Fragen zu belästigen, so ließ er sie ruhig willfahren; das junge Mädchen fragte ihn dagegen ob er genau und pünktlich dasjenige erfüllen wolle, was sie von ihm verlangen werde. Der junge Mann bejahete freudig diese Frage.

„Ihr wollt mir gehorchen, was auch immer geschehen mag?"

„Ich werde pünktlich gehorchen."

„Bedenkt, Euer Glück, Eure Existenz, Eure ganze Zukunft stehen auf dem Spiele."

„Wie! Vielleicht gar die Aufhebung Eurer Verbindung mit dem Marquis?"

„Ja, ja, vielleicht gar die Aufhebung meiner Verbindung mit dem Marquis. Vielleicht gar," fügte sie leise im schlauen Tone hinzu, „meine Verbindung mit einem — Andern."

„Großer Gott!" rief der arme Student ganz außer sich, „ich träume doch nicht? Ihr täuscht mich doch nicht?"

„Don Feliciano," erwiederte die junge Ehrendame, indem sie das Wort Don stark betonte, „ein glänzender Weg liegt vor Euch geöffnet da, es kommt nur darauf an, ihn mit festem Schritte zu betreten. Ich werde Euch dabei als Rathgeberin dienen."

„Ihr Sennorita?"

„Ich, ja, mein Freund!" Darauf gab sie ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er sich entfernen möge, sie geleitete ihn bis zur Thür und fügte mit einem huldvollen Lächeln hinzu: „Lebt wohl, Feliciano auf baldiges Wiedersehen! Seid vorsichtig, verschwiegen und entschlossen, dann wird alles gut gehen, ich gebe Euch die Versicherung!"

V.

Das Complott.

Um das Folgende dieser Erzählung vollkommen zu begreifen, ist es durchaus nothwendig, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Der erste Gedanke der Herzogin von Ursino, als sie in Saint Jean de Luz anlangte, wo sie erst ihre Freiheit wieder erhielt, nachdem sie auf Befehl der verletzten Monarchin durch nur allzu bereitwillige Höflinge fortgeführt worden, war

der, daß sie das Opfer einer Machination sei und daß ein mächtiger Feind sie bei ihrer jungen Gebieterin verhaßt gemacht habe. Auf solche Weise verjagt man nicht leicht eine Frau ihres Standes, ihrer Verdienste! Man zwingt sie nicht, hundert Lieus, in Gallatracht, mit entblößtem Haupte, ohne Mantel zurückzulegen, und zwar mitten im Winter! Man läßt sie nicht in diesem Zustande Tag und Nacht reisen, ohne ihr Zeit zu gönnen, sich wärmer zu bekleiden, wenn man sie nicht eines großen Verbrechens beschuldigen kann. Und welches Verbrechen hatte sie denn begangen? Machte die Königin ihr einen Vorwurf darum, daß sie sich in größter Gallatracht präsentirte? Oder zürnte sie über die Kühnheit, mit welcher sie ihre Herrin auf die in Spanien herrschende Etikette aufmerksam machte? In diesem Falle wäre Eifer für diese in Elisabeths Augen strafbar.

Wie dem nun aber auch sein mochte, die Herzogin von Ursino war nicht die Frau, in dieser Rücksicht in Ungewißheit zu bleiben, es drängte sie, zu erfahren, woran sie eigentlich sei. Sie schrieb daher sogleich an den König; Philipp V. aber antwortete nicht. Sie schickte eine Botschaft an die verwittwete Königin, welche in Bayonne residirte; die Königin Mutter aber weigerte sich, sie zu empfangen. Empört über das, was sie Undankbarkeit nannte, wandte sie sich wieder zu ihren ersten Freunden; sie sandte ihren Neffen Lanti nach Versailles, Ludwig der Vierzehnte aber und Frau von Maintenon hatten für sie nur taube Ohren. Sie hatte beide in früherer Zeit allzu schwer verletzt, als daß sie jetzt daran denken sollten, ihr nützlich zu werden.

Ihre Ankunft in Paris hatte keinen glücklicheren Erfolg. Abgestiegen bei dem Herzoge von Noirmoutier, ihrem Bruder, empfing sie dort anfangs einige officielle, doch nicht freundschaftliche Besuche, bald aber hörten auch diese Besuche auf, und die stolze Prinzessin stand nunmehr völlig isolirt da.

Für die Herzogin von Ursino war eine solche entschiedene Gleichgültigkeit eine wahre Folter. Da sie sich nicht länger in diese Vergessenheit zu fügen vermochte, und ihre Laufbahn nicht besiegt verlassen wollte, ohne noch einmal gekämpft zu haben, zog sie sich vorläufig in ein prachtvolles Schloß zurück, welches sie in Touraine besaß. Dieses Schloß, von dem jetzt fast nichts mehr übrig ist, ward Chanteloup genannt, wegen seiner Lage in der Mitte einer Waldung. Es galt für eines der schönsten Schlösser Frankreichs. Es war so prachtvoll ausgestattet, daß man behaupten konnte, Aubigny, der es erbauete, wollte eine königliche Residenz daraus schaffen. Alles, was Natur und Kunst zu bieten vermochten, war dort in Ueberfluß vereinigt. Es hatte sieben Millionen gekostet, welches eben so viel ist als zehn Millionen in unsern Tagen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Berlin. In einem bairischen Bierlokal in der Brüderstraße erschien vor einigen Tagen Abends ein junger, anständig gekleideter Mann, aß Abendbrot, trank einige Seidel und diverse Tulpen Bier, hierbei sahen ihm aber die Stammgäste eine große Unruhe an, so daß sie den Wirth auf den jungen Menschen, als unsicheren Kantonisten, aufmerksam machten. Es dauerte auch nicht lang, so hatte der Stutzer polnischen Abschied genommen, d. h. mit anderen Worten, er war dem Wirthe mit einer Zeche im Betrage von 17 Sgr. durchgebrannt. Am folgenden Mittag fügte es der launige Zufall, daß der geprellte Wirth und der durchgegangene Gast sich unter den Linden begegneten. Nach der Mahnung des Wirthes wollte der junge Mann seine Visitenkarte präsentiren, diese wurde aber zurückgewiesen und gutes baares Geld verlangt; da der Schuldner solches nicht hatte, so bat er den Wirth, doch gefälligst mit nach seiner Wohnung zu kommen, und dort den Betrag in Empfang zu nehmen. Gemüthlich plaudernd gingen nun die beiden Geschäftsfreunde ihren Weg dahin, da fiel es dem Stutzer ein, daß er in einem Restaurationslokal, wo sie eben vorbeigingen, bekannt sei, er bat also seinen Gläubiger, hier einen Augenblick mit einzutreten, und versicherte ihm, daß der Besitzer des Geschäfts sofort seine Schuld bezahlen werde. Auch hiermit war unser Gastwirth zufrieden, anstandshalber ließ der junge Mann dem älteren den Vortritt, doch kaum hatte dieser die Thür des Lokals geöffnet, so bemerkte er, wie sein Gläubiger zum zweiten Male das Hasenpanier ergriffen hatte, und in wilder Flucht die Straße entlang rannte. Ein unwillkürliches „Haltet ihn!“ entfuhr seinen Lippen, und sofort machte sich auch die liebe Straßenjugend an die Verfolgung des Fliehenden, Erwachsene schloßen sich dem Zuge an, und mit Windeseile brauste die wilde Jagd um die nächste Ecke. „Laß ihn laufen!“ sagte sich der Wirth, und ging, inwendig über die Verderbtheit der jetzigen Jugend murrend, nach Hause. Wie erstaunte er aber, als er etwa eine halbe Stunde später nach dem Polizeibüreau bestellt wurde, und hier das traurige, aber gerechte Schicksal erfuhr, welches den Entflohenen ereilt hatte. — In der Petristraße waren die Gesellen eines Schlächtermeisters eben damit beschäftigt, Fleisch nach dem Vorrathskeller zu bringen, als die Hausthür

aufgerissen wurde, und ein junger Mensch ganz athemlos hineingelaufen kam; in seiner Hast sah er die offenstehende Fallthür auf dem Hausflur nicht, und stürzte blindlings in den Keller hinunter. In diesem Augenblick schlug auch der ferne Ruf: „Haltet den Dieb!" an die Ohren der Gesellen, und im Nu schlossen sie die Kellerthür, vermeinend, einen recht gefährlichen Spitzbuben gefangen zu haben. Jetzt wälzte sich der verfolgende Troß näher. „Wir haben ihn!" jubelten die Schlächtergesellen, ein Schutzmann fand sich auch ein, und unser Jüngling wurde nun aus dem Keller geholt. Schaden hatte er sich bei dem Falle nicht gethan, nur waren seine Hosenbeine an beiden Knieen aufgeplatzt; was er eigentlich gemacht hatte, wußte Keiner, doch daß ein frecher Diebstahl bei hellem lichten Tage verübt sein mußte, bezweifelte Niemand. Begleitet von einem großen Gefolge Neugieriger ward der Erwischte nach dem Polizeibureau geführt, und erst als der Gastwirth herbeigeholt war, und die Aussage des jungen Mannes der Wahrheit gemäß bestätigt hatte, ward er von dort entlassen, nachdem der Wirth erklärte, daß er ihm nun den Betrag der Zeche schenken wolle, da er für seinen Leichtsinn, durch seine unsinnige Flucht, und die darauf folgende Arretirung, hinlänglich bestraft worden sei, und ihm die Lust zu dergleichen Streichen wohl für die Zukunft vergehen werde.

Berlin. Eine Schlächterfamilie, die seit einiger Zeit stark mit Exekutionen verfolgt wurde, hielt sich einen großen Hund, der, sobald ein Fremder die Wohnung betrat, mit furchtbarer Wuth auf den Ankommenden losfuhr und nur mit großer Gewalt zurückgehalten werden konnte. Da auch der betreffende Exekutor, obwohl er häufig genug zu dem Schlächter kam, um auch mit dessen Hund bekannt zu werden, nicht zu den Freunden des Thieres gehörte, so kann man sich denken, daß der Beamte nicht gerade mit vielem Vergnügen in diese Wohnung trat, zumal es ihm so vorkam, als wenn sowohl der Schlächter wie dessen Frau, die den Hund am Halsband festhielten, sobald der Exekutor bei ihnen erschien, sich darüber freuten, wenn der Beamte sich des wüthenden Thieres wegen nur bis an die Thür wagte und von dort aus mit ihnen verhandelte, und als ob sie es mit dem Festhalten gar nicht ernstlich meinten. Ein solcher Zustand, der jede Abpfändung von Sachen, wenn auch nicht unmöglich, doch zu einem gefährlichen Stück Arbeit machte, konnte für die Dauer nicht bestehen bleiben, der Exekutor war denn auch, als wieder ein Mal gütliches Zureden ihm nicht zu Geld verholfen hatte und er von dem Exequenden wieder mit dem Hunde geneckt und geärgert worden war, kurz angebunden, er holte einen bereits vorher bestellten Scharfrichterknecht herein und im Nu saß das bissige Vieh in dessen Schlinge und ließ sich ganz gemüthlich fortführen. Der Exekutor wollte es als Exekutionsobjekt zur Pfandkammer und zum Verkauf bringen. Da drehte sich aber der Spieß um. Die Schuldner wollten ihren Liebling nicht fahren lassen, sie hatten jetzt gleich Geld zur Zahlung der verlangten Summe, der sie jetzt noch ein hübsches Sümmchen an Exekutionsgebühren, die durch die Gebühren für den Scharfrichter noch erhöht wurden, zulegen mußten. Seitdem wird der Hund sofort in ein anderes Zimmer gesperrt, wenn sich der Beamte mit dem Schilde blicken läßt.

Berlin. Am Mittwoch stürzte ein prachtvoller Neufundländerhund aus dem Dachfenster eines vier Stock hohen Hauses auf die Straße hinab und obwohl er einem vorübergehenden Mann auf den Kopf fiel, verletzte er sich doch so schwer, daß er sofort getödtet werden mußte. Wie sich ergab, hatte das Dienstmädchen des Eigenthümers diesen Hund, der einen Werth von 10 Friedrichsd'or hat, mit auf den Boden genommen, als sie sich dorthin, um Wäsche aufzuhängen, begab. Sie behauptete, er sei ohne eine Veranlassung ihrerseits durch das Bodenfenster gesprungen, das ist aber eine Unmöglichkeit, da der Hund viel zu groß war, um durch das Fenster zu kommen, wenn er nicht durch Jemand mit aller Gewalt hindurchgezwängt war. Es liegt daher der dringende Verdacht vor, daß das Dienstmädchen aus Rache gegen ihre Herrschaft das prachtvolle Thier aus dem Dachfenster gestürzt hat, um es zu tödten und hierdurch die Herrschaft zu kränken und zu beschädigen. Bestärkt wird dieser Verdacht dadurch, daß dem Mädchen früher schwere Mißhandlungen des Hundes, die fast in Thierquälerei ausgeartet sind, bewiesen worden und daß Personen aufgetreten sind, zu denen sie geäußert, vor ihrem Abzuge werde sie der Herrschaft noch einen Streich spielen, an den dieselbe denken solle. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß das Mädchen der boshaften Beschädigung fremden Eigenthums angeklagt werden wird. Würde es erwiesen, daß hier nicht Zufall, sondern ein Act der Rohheit vorliegt, dann könnte die Strafe gar nicht strenge genug bemessen werden. Der § 231 des St.-G.-B. dehnt die Strafe bis auf Gefängniß zu 2 Jahren aus.

— (Der Zopf des Kaisers von China.) Der Engländer Margillon erzählt in einem Reisewerke, daß er die Auszeichnung genoß, von dem Kaiser von China zur Tafel gezogen zu werden. Seine chinesische Majestät haben die Gewohnheit, sich bei der Tafel während des Mahles den Zopf ordnen und flechten zu lassen. Das Amt eines kaiserlichen Zopfflechters ist ein sehr angesehenes und gut bezahltes, es gehört aber nicht nur viel Geschicklichkeit, sondern auch Muth dazu, dieses Staatsamt zu vollziehen; denn der Unglückliche, der sich bei diesem Toilettengeschäfte ungeschickt benimmt, oder ein Härchen mit einem unbehaglichen Gefühle herausreißt, ist dem Tode geweiht. Vor einigen Jahren erhielt ein Mandarin das ehrenvolle Amt eines Hoffriseurs, er zog es jedoch vor, sich selbst zu entleiben, ehe er an das schwierige Geschäft ging. Der gegenwärtige Hoffriseur, der einen unaussprechlichen Namen hat, ist seit zwei Jahren in Diensten und unterzieht sich dem genannten Staatsamte mit solcher Zufriedenheit seines Herrn, daß er, mit allen nur erdenklichen Ehrenämtern überhäuft, über hunderttausend Pfund Sterling sich infolge der Dankbarkeit und Großmuth seines Herrn zurücklegen konnte. Man hat berechnet, daß der Zopf des Kaisers von China dem himmlischen Reiche jährlich so viel kostet, als der Prinz von Wales an Appanagen bezieht. Bei uns sind die Zöpfe billiger zu haben.

Druck, Verlag und Redaktion von R. Graßmann in Stettin, Schulzenstraße 17.